



Jürgen Kehrer
Wilsberg und die Malerin

Kriminalroman

|g|r|a|f|i|t|

Privatdetektiv Georg Wilsberg kauft den Dieben eines Gemäldes ihre Beute ab und bringt sie zurück zu ihrem Eigentümer, einem Schweizer Bankdirektor. Am Zürichsee erfährt Wilsberg, dass Lena Gessner, die Tochter des Bankiers, die Diebin war, und erhält einen neuen Auftrag: Lena zu finden und zurückzubringen.

Ein scheinbarer Routinejob, doch plötzlich interessieren sich die Anhänger eines rechtspopulistischen Politikers für den Detektiv ...

Jürgen Kehrer

Wilsberg und die Malerin

Kriminalroman

|g|r|a|f|it|

E-Book © 2013 by GRAFIT Verlag GmbH
Printausgabe © 2003 by GRAFIT Verlag GmbH
Chemnitzer Str. 31, D-44139 Dortmund
www.grafit.de, info@grafit.de
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlagzeichnung: Peter Bucker
eISBN 978-3-89425-969-3

Der Autor

Jürgen Kehrer wurde 1956 in Essen geboren. 1974 von der Zentralen Vergabestelle für Studienplätze nach Münster geschickt, fand er das Leben in dieser Stadt bald so angenehm, dass er noch heute dort wohnt.

1990 erschien sein erster Kriminalroman *Und die Toten lässt man ruhen*. Damit nahm die beeindruckende Karriere des sympathischen, unter chronischem Geldmangel leidenden, münsterschen Privatdetektivs Georg Wilsberg ihren Anfang. Bis heute sind siebzehn weitere Wilsberg-Romane erschienen. 1995 wurde Wilsberg für das Fernsehen entdeckt und ermittelt seitdem auch regelmäßig in der Samstagabendkrimireihe im ZDF.

Neben den Wilsberg-Krimis schreibt Jürgen Kehrer historische und in der Gegenwart angesiedelte Kriminalromane, Drehbücher fürs Fernsehen und Sachbücher.

www.juergen-kehrer.de

Antisemitismus, also das war nie ein Thema. Bei uns nicht, nein, wirklich nicht. Ich hab da wirklich ein entspanntes Verhältnis.

Jörg Haider

Liebe potenzielle Kläger, dies ist ein Roman. Handlung und Figuren sind frei erfunden, Übereinstimmungen mit tatsächlichen Begebenheiten und realen Personen, also auch mit euch, daher reiner Zufall.



Tedel van Haaksbergen war so blass wie der wolkenverhangene Julitag, der die Felder und Bäume neben der Straße aussehen ließ, als seien sie mit einem Grauschleier überzogen.

»Geht's Ihnen gut?«, fragte ich besorgt.

Der Kunsthistoriker guckte geradeaus und schluckte angestrengt. »Ja. Danke.«

Wir waren auf dem Weg ins Venner Moor, um ein Bild abzuholen. Ein Gemälde, genauer gesagt, das einem Zürcher Bankdirektor vor einigen Wochen gestohlen worden war. Die Diebe hatten dem Bankdirektor das Bild zum Rückkauf angeboten und er hatte eingewilligt. So etwas kommt häufig vor. Auf dem offenen Kunstmarkt lassen sich gestohlene Bilder nicht verkaufen. Entweder man hat einen Abnehmer, der sich heimlich an der illegalen Kunst erfreut, oder man einigt sich mit dem rechtmäßigen Besitzer und seiner Versicherung.

Eigentlich ein Routineauftrag, zumindest für einen erfahrenen Privatdetektiv wie mich. Aber ich hatte nun mal keine Ahnung von Kunst. Dafür war Tedel van Haaksbergen zuständig. Er arbeitete als Wissenschaftler am kunsthistorischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität und sollte die Echtheit des Gemäldes prüfen. Der Bankdirektor hatte ihn, ebenso wie mich, telefonisch engagiert. Und so saßen wir jetzt zusammen in meinem Wagen und fuhren zum Venner Moor.

Van Haaksbergen rutschte tiefer in den Sitz und schluckte erneut. Sein vor Aufregung schweißfeuchtes Gesicht ließ mich um seinen Kreislauf und die Erfüllung unseres Auftrags fürchten. Die Vorauszahlung des Bankdirektors war überaus großzügig gewesen. Doch was sollte ich machen, wenn der Kunsthistoriker kollabierte, bevor er das Gemälde zu sehen

bekam? Vermutlich war er kriminellen, gewaltbereiten, zu allem entschlossenen Menschen bisher nur in Fernsehfilmen oder im Kinosaal begegnet. Falls überhaupt. Seine zarten Gesichtszüge, die wenigen, sorgfältig geföhnten Haare und die Designerhornbrille sprachen dafür, dass er sich lieber höhergeistigen Genüssen zuwandte.

»Schauen Sie mich nicht dauernd an!«, knurrte van Haaksbergen.

»Entschuldigung«, sagte ich. »Ich frage mich, ob Sie das durchstehen.«

»Achten Sie lieber auf die Straße!«

Tatsächlich hätte ich fast das Schild übersehen, das mich zum Bremsen zwang. Auf der rechten Seite, etwas abseits des Kappenberger Damms, auf dem wir nach Süden fuhren, bildeten die Gebäude des Alexianer-Krankenhauses eine Trutzburg für psychisch Kranke, die in ihrer abgeschotteten Welt lebten. Einige alte Männer, offenbar Patienten, standen aufgereiht an einer Bushaltestelle. Ich zweifelte daran, dass sie auf den Bus warteten. Wahrscheinlich genossen sie einfach das Gefühl, nur eine Fahrkarte vom wirklichen Leben entfernt zu sein.

Als das Krankenhaus im Rückspiegel auftauchte, beschleunigte ich wieder. Auf der rechten Seite erstreckte sich jetzt ein Wald. Am Ende der schnurgeraden Fahrbahn sah ich schon die Brücke, die über den Dortmund-Ems-Kanal führte. Dahinter begann das Venner Moor.

»Halten Sie mal an!«, würgte van Haaksbergen.

Ich fuhr auf den Standstreifen und stoppte. Van Haaksbergen lief gebückt zum Wald und kotzte den erstbesten Baumstamm voll. Ich schaute auf die Uhr. Noch eine Stunde bis zum vereinbarten Treffen mit den Kunstdieben. Irgendwie musste ich es schaffen, dass der Kunsthistoriker seine Nerven in den Griff bekam. Den Job in den Sand zu setzen wäre einfach zu ärgerlich gewesen. Wer wusste, ob sich die Diebe auf ein weiteres Treffen einließen und der Bankdirektor mir eine zweite Chance einräumte.

Ich stieg aus und steckte mir einen Zigarillo an. Van Haaksbergen spuckte immer noch. Ich wartete, bis er seinen Magen komplett entleert hatte, bevor ich zu ihm hinüberging.

Er wischte sich den Mund mit einem Taschentuch ab.
»Lassen Sie mich in Ruhe!«

»Hören Sie!«, sagte ich. »Das ist völlig normal. Als ich das erste Mal in eine gefährliche Situation kam, habe ich auch gekotzt.« Das war zwar gelogen, aber es baute ihn hoffentlich auf.

»Ach ja?« Er richtete sich auf. »Und inzwischen sind Sie ein eiskalter Hund geworden, was?«

»Quatsch. Ich bin genauso nervös wie Sie. Beinahe zumindest.«

»Ich kann das nicht«, jammerte er. »Für so was bin ich nicht geeignet. Ich werde Gessner das Honorar zurücküberweisen und fertig.«

»So kurz vor dem Ziel?«, protestierte ich. »Das wäre doch verrückt.«

»Wollen Sie es schriftlich, Herr Wilsberg? Ich mache nicht mehr mit.«

»Wir haben noch Zeit genug«, versuchte ich ihn zu überreden. »Lassen Sie uns einen kleinen Spaziergang machen!«

Er schaute auf meinen Zigarillo und würgte erneut.
»Zuerst werfen Sie das Ding weg!«

»Okay, okay.« Ich trat den Zigarillo auf dem Waldboden aus. »Kommen Sie!«

Widerstrebend folgte er mir in den Wald hinein. Ich wollte ihn zum Reden bringen und suchte nach einem Thema. Das einzige, das mir einfiel, hing mit unserem Auftrag zusammen.

»Was ist das eigentlich für ein Bild, das wir abholen sollen? Ich weiß nur, dass es von Bernhard Pankok stammt.«

»Kennen Sie Pankok?«, fragte er zurück.

»Nein«, gab ich zu.

»Da sind Sie nicht allein. Dabei war Pankok zu seiner Zeit ein großer Künstler. Übrigens in Münster geboren. Er war vom Jugendstil geprägt, von der Idee des Gesamtkunstwerks. Er hat als Maler, Grafiker und Architekt gearbeitet, er hat Möbel, Kostüme und Bühnenbilder entworfen. Ein Universalkünstler. Über dreißig Jahre lang war er Direktor der Stuttgarter Lehr- und Versuchswerkstätte, der späteren Kunstgewerbeschule. Er stand auf einer Stufe mit Künstlern wie Henry van de Velde, Hermann Obrist oder Walter Gropius. Doch während sich die anderen auf ihre speziellen Begabungen konzentrierten und zum Beispiel als Architekten berühmt wurden, blieb Pankok allen Kunstrichtungen treu. Deshalb und weil er öffentlichkeitsscheu war und kein Marketing betrieb, wie man heute sagen würde, ist er nach seinem Tod schnell in Vergessenheit geraten.«

Es funktionierte. Van Haaksbergen hatte sich warm geredet. Sein Gesicht bekam sogar etwas Farbe.

»Wann hat Pankok gelebt?«, fragte ich, um den Faden nicht abreißen zu lassen.

»Von 1872 bis 1943. Er ist, wie gesagt, in Münster geboren, hatte aber kein besonders inniges Verhältnis zu seiner Heimatstadt. In Münster herrsche eine pfäffische Atmosphäre, erzählte er einem Freund. Das hing wohl auch mit den Schwierigkeiten zusammen, unter denen er seine erste Frau Toni heiratete. Toni war bereits als Nonne eingekleidet und lebte in einem holländischen Kloster. Wegen einer Krankheit verbrachte sie Weihnachten 1899 in Münster und verliebte sich in Pankok. Tonis Familie war entschieden gegen die Verbindung, Toni wurde sogar enterbt. Trotzdem heirateten die beiden 1901 in München, wo Pankok seit einigen Jahren arbeitete.«

»Sie wissen ja gut über Pankok Bescheid«, lobte ich ihn.

»Natürlich. Ich habe ein Buch über ihn geschrieben. Deshalb hat mich Herr Gessner ja ausgewählt.«

Van Haaksbergen blieb stehen und sah plötzlich wieder unglücklich aus.

»Und das Bild?«, fragte ich schnell. »Was stellt es dar?«

»Das interessiert Sie doch nicht wirklich«, schnaubte van Haaksbergen verächtlich. »Sie wollen mich nur ablenken.«

»Nein. Ganz und gar nicht«, widersprach ich.

»Sie müssen wissen, dass unter den zahlreichen Talenten Pankoks die Porträtmalerei wahrscheinlich das herausragendste war.« Der Kunsthistoriker setzte sich erneut in Bewegung. »Als Grafiker war Pankok Jugendstilkünstler, als Maler eher Impressionist. Das gilt vor allem für die Landschaftsdarstellungen, bei den Porträts gibt es gelegentlich sogar expressionistische Momente, was die Farbkomposition und die Hintergrundgestaltung angeht.«

»Aha«, sagte ich.

Van Haaksbergen schaute mich kurz an. »Entschuldigung. Ich will Sie nicht überfordern.«

»Keineswegs«, beruhigte ich ihn. »Ich war sogar schon mal in einem Museum.«

Er grinste. »Großartig.«

»Reden Sie ruhig weiter«, schlug ich vor.

»Nun, Pankok hat hunderte von Porträts gemalt, hauptsächlich von sich selbst, von Familienmitgliedern, Verwandten und Bekannten. Die Bilder blieben überwiegend in Familienbesitz, auch ein Grund für Pankoks mangelnde Akzeptanz. Manchmal hat er allerdings Auftragsarbeiten ausgeführt. Es gibt wunderschöne Bildnisse von Graf Zeppelin, Karl Ernst Osthaus und eben Dr. Walter Egli.« Van Haaksbergen musterte mich erwartungsvoll.

»Das Bild, um das es geht«, schlussfolgerte ich.

»Richtig.«

»Über den Daumen gepeilt: Wie viel ist es wert?«

Er legte seine Stirn in Falten. »Zehntausend, vielleicht fünfzehntausend Euro.«

»So wenig«, wunderte ich mich. Die erste Summe entsprach dem Honorar, das mir Jean Gessner zugesichert

hatte, wenn ich das Bild unbeschadet in Zürich ablieferte. Hinzu kam noch einmal der gleiche Betrag, den ich in bar und gebrauchten Scheinen in der Tasche hatte und den Dieben aushändigen sollte. Was van Haaksbergen erhielt, wusste ich nicht, aber für weniger als ein paar tausend Euro hatte er sich sicher nicht in dieses Abenteuer gestürzt. »Warum ist Gessner dann bereit, so viel Geld für das Bild zu zahlen?«

»Familiengeschichte«, lächelte der Kunsthistoriker. »Walter Egli ist der Großvater von Gessners Frau. Pankok hat ihn 1937 während seines Aufenthalts am Zürichsee porträtiert. Egli war damals Direktor der Privatbank *Egli & Schaaf*.«

»Seine eigene Bank? Das ist ja praktisch, wenn man mal einen Kredit braucht.«

Van Haaksbergen grunzte verächtlich. »Ihr Humor ist geradezu unterirdisch.«

Bei unserer Wanderung durch den Wald hatte ich darauf geachtet, dass wir uns kreisförmig bewegten, und so stießen wir jetzt, kaum fünfzig Meter von meinem Wagen entfernt, wieder auf die Landstraße. Die Schritte meines Begleiters wurden zögerlicher.

»Was meinen Sie?«, fragte ich fröhlich. »Bringen wir es hinter uns?«

»Ich weiß nicht.« Die Selbstsicherheit, die er während seines Vortrags ausgestrahlt hatte, war wie weggewischt.

»Das Ganze ist eine Sache von fünf Minuten«, versprach ich. »Sie werfen einen Blick auf das Bild, ich gebe den Dieben die Kohle und schon sind wir wieder weg.«

»Wie oft haben Sie so etwas gemacht?«, fragte van Haaksbergen.

»Drei Mal«, log ich. »Und immer ist es gut gegangen.«

Er seufzte. »Na schön. Hoffentlich werde ich es nicht bereuen.«

Wir hatten den Wagen auf dem Parkplatz abgestellt und gingen über einen der befestigten Wanderwege. Am Wochenende schoben sich Prozessionen von Spaziergängern durch das Venner Moor, doch an diesem Dienstagnachmittag war das Naturschutzgebiet fast menschenleer. Allerdings nicht unbelebt, denn Schwärme von Blut saugenden Insekten nahmen dankbar zur Kenntnis, dass sich wenigstens zwei Warmblüter in ihren feuchten Lebensraum verirrt hatten.

Van Haaksbergen wedelte heftig mit der Hand. »Wer hat sich bloß diesen Treffpunkt ausgedacht?«

»Die Diebe«, nuschelte ich mit geschlossenen Lippen, um keine Mücke zu verschlucken.

»Sadisten«, maulte der Kunsthistoriker.

Ort der Übergabe sollte eine verfallene Hütte sein, die sich nördlich des größten Feuchtgebiets und unweit des Dortmund-Ems-Kanals befand. Nachdem ich die Detailkarte studiert hatte, nahm ich an, dass die Bilddiebe über einen Versorgungsweg kommen würden, der sich am südlichen Kanalufer entlangschlängelte, den längeren Fußmarsch vom Parkplatz aus hatte ich nur gewählt, weil ich sie nicht verschrecken wollte.

»Da drüben!« Ich zeigte auf die dachlosen Überreste einer Holzhütte.

»Ich sehe niemanden«, sagte van Haaksbergen enttäuscht.

»Sie werden erst einmal abwarten und uns beobachten.«

»Ich hoffe, das dauert nicht ewig, ich bin schon völlig zerstothen.«

Wir erreichten die Hütte.

»Warum werden Sie eigentlich nicht gestochen?«, fragte van Haaksbergen vorwurfsvoll. In seinem Gesicht blühten etliche rote Pusteln.

»Mücken mögen mein Blut nicht.«

»Sie Glückspilz.« Er schaute sich um. »Was wissen Sie über die Typen, mit denen wir zu tun haben?«

»Nicht viel.«

»Na toll! Ich dachte, das gehört zu Ihrem Job.«

»Der Kontakt lief über Gessner«, erwiderte ich. »Er hat mit ihnen verhandelt und den Treffpunkt vereinbart. Seiner Meinung nach werden es vermutlich zwei sein, eher Amateure als Profis.«

»Ist das gut oder schlecht?«

»Kommt drauf an.«

»Worauf?«, fragte er.

»Amateure werden schneller nervös, Profis sind skrupelloser.«

Van Haaksbergen kaute auf seiner Unterlippe. »Warum habe ich mich nur von Ihnen überreden lassen?«

»Für solche Überlegungen ist es jetzt zu spät.«

Aus den Büschen, die zwischen der Hütte und dem Kanal standen, löste sich eine Gestalt.

»O Gott!«, murmelte der Kunsthistoriker. »Was trägt er da vor dem Gesicht?«

»Eine Maske«, sagte ich. »Damit wir ihn nicht erkennen können. Das ist doch vernünftig.«

Van Haaksbergen machte einen Schritt zur Seite. »Ich verschwinde.«

»Das werden Sie nicht!« Ich schnappte nach seinem Handgelenk und zog ihn grob zurück. »Stellen Sie sich verdammt nochmal nicht so an!«

»Sie tun mir weh.« Sein Gesicht war wieder so bleich wie eine leere Leinwand.

»Ist das klar?«, herrschte ich ihn an.

»Ja. Ist ja gut. Ich bleibe. Lassen Sie mich los!«

Ich ließ ihn los.

Der Mann, denn es handelte sich offensichtlich um einen Mann, kam langsam näher. Die Gesichtszüge der Maske wurden deutlicher.

»Joschka Fischer«, sagte ich. »Unser Bilddieb ist ein Grünen-Anhänger. Das spricht für eine pazifistische Einstellung.«

»Sehr witzig«, zischelte van Haaksbergen.

Etwa fünf Meter vor uns blieb Fischer stehen. »Es sollte nur einer kommen«, klang es dumpf durch die Maske. »Wer von euch ist Wilsberg?«

»Ich bin Wilsberg«, meldete ich mich.

»Und wer ist der andere?«

»Ein Kunsthistoriker. Er wird die Echtheit des Bildes prüfen.«

Der Mann hinter der Maske schien lautlos zu lachen. »Glauben Sie wirklich, wir würden so ein Scheißbild kopieren?«

»Da ich das Scheißbild nicht kenne, hat Gessner so entschieden. Haben Sie damit ein Problem?«

»Wir sind unbewaffnet!«, rief van Haaksbergen.

»Halten Sie den Mund«, flüsterte ich.

Fischer dachte nach. »Zuerst das Geld!«

»Zuerst das Bild!«, erwiderte ich.

»Dann wird nichts aus unserem Geschäft.« Fischer drehte sich um und ging ein paar Schritte auf die Büsche zu. Halblange braune Haare ragten über den Kragen seiner Jeansjacke.

»Was machen Sie denn?«, fragte van Haaksbergen. »Geben Sie ihm das blöde Geld!«

»Keine Sorge«, gab ich zurück.

Fischer blieb stehen und wartete.

Ich verschränkte die Arme und wartete ebenfalls.

»Zeigen Sie mir das Geld!«, rief er schließlich.

Ich zog das Bündel aus der Tasche und fächerte es auf. »Zehntausend Euro, in gebrauchten Scheinen.«

Fischer nickte. »Rühren Sie sich nicht vom Fleck! Sonst platzt der Deal.«

»Alles klar«, versicherte ich.

Fischer verschwand in den Büschen.

Van Haaksbergen stützte sich an der wackligen Holzwand ab. »Sie haben vielleicht Nerven. Warum haben Sie ihm nicht einfach das Geld gegeben?«

»Weil ich auch die zweite Hälfte meines Honorars kassieren will. Wie hätte ich Gessner erklären sollen, dass nicht nur sein Bild, sondern auch sein Geld weg ist? Vertrauen Sie mir! Das Schwierigste haben wir geschafft.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr«, stöhnte van Haaksbergen. »Ich weiß nur, dass ich so etwas nie wieder tun werde.«

»Bleiben Sie tapfer«, riet ich ihm. »Ihr großer Auftritt steht unmittelbar bevor.«

Die Büsche hatten sich erneut geteilt und Fischer wurde nun von einer weiblichen Gestalt begleitet, die einen viereckigen, mit einer Wolldecke verhüllten Gegenstand in der einen und eine Spraydose in der anderen Hand hielt. Auch die weibliche Gestalt trug eine Maske. Damit hatte ich gerechnet, aber nicht mit Guido Westerwelle.

»So nah haben sich Fischer und Westerwelle wahrscheinlich noch nie gestanden.«

»Meinen Sie das politisch?«, fragte van Haaksbergen.

»Nein. Menschlich.«

Westerwelle stellte das Bild auf dem Boden ab und schlug die Wolldecke zurück. Ein älterer Mann saß steif auf einem Sessel und guckte grimmig, als sei er es leid, herumgeschleppt und von Wolldecken verhüllt zu werden. Er trug einen dunklen, dreiteiligen Anzug, ein weißes Hemd mit hohem Kragen und eine gestreifte Krawatte. Der durchdringende Blick seiner wässrigen, hellblauen Augen wurde durch die randlose Brille kaum gemildert. Auch die energischen, leicht aufgeworfenen Lippen unter der breiten Nase sprachen dafür, dass zu seinen Lebzeiten Untergebene nie vor einem Wutausbruch sicher gewesen waren.

Westerwelle schüttelte die Spraydose, in der sich blaue Farbe befand.

»Wenn Sie versuchen, uns zu linken, werden wir das Bild zerstören«, erklärte Fischer.

»Ganz cool«, wandte ich mich an Westerwelle, deren Hand vor Aufregung zitterte. »Wir haben lediglich den